

Finale

O-Ton

«Bauen kann nur der Hab-ich, nicht der Hätt-ich.»

Deutsches Sprichwort

«Mikrologien»: Band vier des endlosen Kettengedichts

Auf den Zeilen 21 698-21 705 formuliert der Dichter im ruhig dahinfließenden Bewusstseinsstrom sein Credo für ein unabsehbares Work in Progress: (...) trotz der Beschränktheit meines / leiblichen Daseins / bleibt der Plan unverändert: / alles Mögliche / soll hier zur Sprache kommen / das Sagbare wird / in einem ersten Entwurf / vollständig erfasst / das lähmt die Zeit sie verliert / jegliches Mass und / wird von der Form absorbiert. ...»

Seit 2002 arbeitet der 65-jährige Berner Autor Franz Dodel unter dem Titel «Nicht bei Trost» an einem ziemlich einzigartigen Lyrikprojekt - einem Endlos-Kettengedicht, das sich von lyrischen Natureindrücken über biografische Reminiszenzen und aphoristisch zugespitzte Erkenntnisblitze bis zu philosophisch-religiösen Betrachtungen in alle denkbaren Richtungen ausbreiten kann. Der dreizeilige japanische Vers Haiku mit der Silbenzahl 5/7/5 ist dabei für rhythmische Struktur und gleichförmige Fließgeschwindigkeit besorgt. Die Entwicklung dieses stetig wachsenden Poems lässt sich im Internet (www.franzdodel.ch) verfolgen; neben dem Gedicht wird der geistige Kontext minutiös mit Literaturangaben, Zitaten und Illustrationen dokumentiert.

Jetzt ist nach 2004, 2008 und 2011 der vierte Band mit dem Untertitel «Mikrologien» erschienen, er umfasst die Zeilen 18 000-24 000 und erinnert mit seiner schwarzen Ledereinfassung und dem Dünndruckpapier erneut an ein Kirchengesangsbuch. Wieder überzeugt dieser Poeta doctus fern von Bildungsprotzerei mit einer Mischung aus sinnlich präziser Wahrnehmung und lustvoll schweifender, aus vielen Quellen schöpfender Reflexion. Wenn beim Leser, der an einer beliebigen Stelle in den Textstrom eintauchen kann, die Grenzen zwischen Gelesenem und Assoziiertem verschwimmen, entsteht ein paradoxer Zustand, wie er dem Dichter vorschwebt: eine Art wacher, geistig anregender Schlaf. Inhaltliche Vorgaben gibt es nur deren zwei: Regelmässig ist das Endlosgedicht selber Gegenstand von Überlegungen, und alle 500 Zeilen knüpft der Autor an Marcel Prousts Roman «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» an; er erweist so einem Werk von weltliterarischem Rang die Reverenz, das ebenfalls ein in alle Richtungen wachsendes Erzählflecht darstellt, in dem man bisweilen die Orientierung verlieren kann. Fortsetzung folgt. (lex)

Franz Dodel: *Nicht bei Trost. Mikrologien, Edition Korrespondenzen, Wien 2014, 600 S. Fr, 40.90*



Kein Gebäude, sondern ein Werkstück: Superman mit seinen Wunderkräften muss dieses Schmucktruckli auf der Hangkante abgestellt haben. Foto: Manu Friederich

Baustelle Der Gurtenbus staunt, als er auf dem Hausberg eine Glaskiste namens Pavillon Gurten erblickt. *Benedikt Loderer*

Das Panorama nimmt seinen Lauf

Der Stadtwanderer ist ein Gurtenbus. Aufgewachsen im Spiegel, aufgetreten auf Ferdinands Kinderbühne, gewesener Caddy auf dem Golfplatz, Chutzenbahnfahrer, Pfadfinder im Gurtenwald, zusammenfassend: frühkindliche Prägung durch den Hausberg. Darum kann er den Gurten nicht aus den Augen lassen und besteigt ihn zwanghaft immer wieder.

Doch diesmal erschrak er. Da steht doch neu und glänzend eine Glaskiste rittlings auf der untersten Abschlussmauer. Superman mit seinen Wunderkräften muss dieses Schmucktruckli auf der Hangkante abgestellt haben. Es sieht herbeigeflogen aus, nicht an Ort gebaut.

Pavillon Gurten heisst das architektonische Objekt, und ein Festsaal ist es. Sein Beruf ist das Beherbergen von Jubel und Heiterkeit. Daneben spendet es auch Aussicht, es verabreicht das Panorama. Die Fernsicht als architektonisches Thema wird zuweilen als Wirkung gelobt, doch zu selten

als Ursache benannt. Dabei gehorcht ein schöner Teil der Architektur in der Schweiz dem Prinzip Aussicht. Dieses zu fördern und daraus Franken zu pressen, wurde schon um 1900 das Gurtenhotel gebaut und das Bähnli dazu. Tourismus hierzulande ist die Industrialisierung der Fernsicht. Ohne Alpenblick ist die Schweiz ästhetisch ruiniert.

Zubeissender oranger Riese

Der Panoramagenuss macht darum den Pavillon also eindeutig schweizerisch, genauer bernisch, denn da unten sieht man die Stadt. Alle befriedigt tief, was sie sehen, und die Bernseligkeit erfüllt ihr Gemüt: «I ha geng chli Fröid gha dranne, dass ig ou ä Bärner bi.»

Vielleicht taucht in einem Winkel des Herzens sogar Dankbarkeit auf, und die flüstert leise: Merci Migros. Der heutige Gurten ist das Werk des orangenen Riesen. Der Gurtenbus von damals staunt. Er erinnert sich, wie

zahnlos doch die Stadt Bern auf dem Gurten operierte und wie zubeissend der Grossverteiler. Auch das ist eine Schweizer Geschichte.

Ebenso schweizerisch ist der Pavillon selbst. Hier handelt es sich nicht um ein Gebäude, sondern um ein Werkstück. Es ist nicht gemauert, sondern gefügt, geschraubt, geleimt. Nur gerade das Fundament ist betoniert, jener künstliche Felsen, worauf der flache Stahl- und Glasquader liegt. Darüber beginnt die architektonische Präzisionsmechanik. Sie gehorcht einer strengen Ordnung. In sechs mal acht Quadrate teilt das unerbittliche Raster den rechteckigen Grundriss ein. Nichts ist zufällig, überall geht die Teilung auf, jedes Einzelstück passt. Dass das so selbstverständlich ist, das ist das Schweizerische daran.

Der Dachrand ist die Kür

Das war die Pflicht, zu der auch die Bewältigung der unsichtbaren Haustechnik gehört. Der Dachrand aber ist

die Kür. Die Decke steigt innen gegen die Fassade zu auf architektonisch null. Der Blick weitet sich, das Panorama nimmt seinen Lauf. Von aussen betrachtet, ist das Dach nur eine messerscharfe Kante, ein waagrechter Strick unter dem Himmel.

Stellt sich der Stadtwanderer vor, wie viel Gehirnschmalz, Erfindungsgabe, Hartnäckigkeit, Zusammenarbeit, Koordination und handwerkliches Geschick, wie viel Vornanfängen und Fertigdenken nötig sind, einen solchen Dachrand zu bauen, so dämert ihm das Schweizerische daran. Hier gilt die Regel: Entwurf und Konstruktion sind eins.

*Pavillon Gurten 2014
Bauherrschaft: Stiftung Gurten-Park im Grünen; Architekten: smlzd, Biel; Baukosten: 4,9 Millionen Franken.*

Der Architekt Benedikt Loderer lebt als Stadtwanderer in Biel und ist Mitglied des «Baustelle»-Kolumnistenteams.

Bonbons & Granaten Güzin Kar

Doppelblind

Kann es sein, dass die Syphilis von «Projekt» abgelöst wurde? Oder lag dazwischen eine grössere Herpes- oder Grippeepidemie? Jedenfalls ist ein Projekt etwas, das viele in sich tragen, ohne jegliche Symptome zu entwickeln. Bei anderen hingegen kommt es in der Folge von auslösenden Faktoren wie dem Beiwohnen von Vernissagen oder Premieren immer wieder zu heftigen Ausbrüchen.

Inzwischen bilde ich mir ein, Menschen mit Projekt von solchen ohne unterscheiden zu können, und zwar allein aufgrund ihres Auftretens. Menschen ohne Projekt gehen von A nach B. Menschen mit Projekt be-

wegen sich suchenden Schrittes und hungrigen Blickes, manchmal haben sie Schaum vor dem Mund.

Letzterer rührt daher, dass sie, innerlich getrieben, dauernd von ihrem Leiden erzählen müssen. «Ich bin noch in der Konzeptphase, hab aber bereits Sponsoren. Wir wollen das Ganze multimedial, tripelsozial, crosslingual und hypersensual aufziehen, und gebloggt wird auch. Natürlich geht es um Modetrends, also um starke Frauen und neue Männer, unterschwellig auch um Macht, Sex und Geld. Du! Musst! Da! Mitziehen! Jetzt ist deine Chance, später wollen alle, und schau, wir haben schon Flyer, Taschen, Klodeckel und Hundebürsten mit unserem Logo bedruckt sabbersabberschaum.»

In medizinischen Nachschlagewerken wird die Seuche dereinst so erklärt werden: «Unbehandelt können Projekte

zu grössten Schäden in Nervensystem, Rückenmark und Sprachzentrum führen - also zu dem, was früher fälschlicherweise mit ausgiebiger Masturbation in Verbindung gebracht wurde -, sodass sich der Projektierende an eigenen Aussagen ergötzt und in diesem autoerotisierten Zustand bei jedem neuen Gegenüber alles von vorn wiederholt.

Doppelblindexperimente haben gezeigt, dass der Sprechende tatsächlich doppelt blind ist. Weder merkt er, dass er das Gegenüber langweilt noch dass man dieses mitten im Gespräch ausgetauscht hat. Aufgrund des Sprechzwangs kommt es zu vermehrter Speichelsekretion, wobei sich der Ausfluss in den Mundwinkeln ansammelt und je nach Temperatur moussiert, verdampft oder - in der naturbedingt projektärmeren kalten Jahreszeit - zu Eiszapfen gefriert.

Letzteres Phänomen war bildliche Vorlage für die Redewendung «ein Projekt auf Eis legen», was keinesfalls bedeutet, dass der Kranke kuriert wäre, sondern dass er in eine Art Stand-by-Modus gefallen ist» (Schultz/Römer, «Projektbezogene Faselei im Wandel der Jahreszeiten», erscheint im März 2019).

Evolutionssprung oder nicht?

Aber ich greife vor, denn so weit ist die Forschung noch nicht. Im Moment konzentriert sie sich darauf, zu untersuchen, ob projektintensive Menschen nur krank sind oder eine sinnvolle Mutation innerhalb der Evolution darstellen.

Im zweiten Fall stände die Wissenschaft vor der grossen Frage, ob projektlose Menschen in hundert, zweihundert Jahren noch überlebensfähig sein werden. Bis die Forschung alle Rätsel gelöst hat, schützt man sich vor Ansteckung,

indem man bei der Begegnung mit Projektträgern die Strassenseite wechselt oder Doppelblind- und Fünffachtaubheit vorgaukelt.

Anzeige

Jetzt Türchen öffnen!

Im Adventskalender auf derbundadvent.ch sind Shoppyländ-Preise im Gesamtwert von über 15 000 Franken für Sie versteckt. Viel Glück!